

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 277.

Samsiag, 27. November

1926.

Auf dem Eulenhof.

(17. Fortsetzung.)

Roman von Richard Benz.

(Nachdruck verboten.)

Doch schon am selben Abend erfuhr sie durch Kathrin, daß Jakob nicht mehr auf dem Hof bleiben wolle, und als sie ihn selber darum gefragt hatte, da wußte sie, daß er mit seinem Vorjah auch ernst machen werde.

Ein bittendes Wort vom Eulenhöfer hätte ihn zwar sicher gehalten; aber das blieb ungesprochen, und Jakob fühlte deutlich, daß der Alte, wenn auch schweren Herzens, doch lieber auf ihn verzichtete, als daß er böses Blut in Heinrichs Hühler setze. Von dem aber, was in den letzten Wochen wieder heimlich aufgewacht und gewachsen war, ahnte der Vater ja nichts.

Jener Brief, den Jakob am Tage nach dem Johannis- markt an Elise geschrieben hatte, war auch in seinem unausgesprochenen von ihr wohl verstanden worden. Alte liebe Erinnerungen tauchten in ihr auf, wie sie ihm vor Jahr und Tag nach Ehrenbreitstein geschrieben hatte und wie dann die Weihnacht ihres ersten seligen Glücks gekommen war.

Sollte es ihr wirklich gelungen sein, das Flüchtige noch einmal zurückzurufen? Sollte auch jetzt wieder ein herzliches, schämeiges Wort die Brücke zwischen ihnen geschlagen haben?

Zwar stand auch wieder sogleich der Gedanke an den Widerstand des Vaters in ihr auf. Sie dachte mit Schmerz und Scham daran, wie er damals die Liebe grausam aus ihrem Herzen riß, wie er sie vor die schwere Wahl stellte, Jakob zu meiden oder ihn wieder ihrer Heimatlosigkeit zu überantworten. Aber das wäre heute doch alles anders geworden, redete sie sich ein. Es wäre doch etwas so Furchtbares auf dem Eulenhof geschehen, daß der Vater auf seiner Weigerung gar nicht mehr beharren könne; er sei doch so tief in ihre Schuld geraten, daß er ihr den Geliebten jetzt nicht mehr verweigern dürfe, er müsse doch den Wunsch haben, etwas gutzumachen an ihr, etwas zu sühnen, das ihn schwer bedrückte.

Und in diesen Gedanken hatte sie Jakob mit gleicher Herzlichkeit zurückgeschrieben. Kein Geständnis war es gewesen; aber er hatte deutlich gefühlt, daß ihr ganzes Empfinden auf die Wiederkehr seiner Liebe gerichtet war, daß sie nie so tief beglückt wäre wie damals durch ihn, und daß auch Ferdinand Hiller sie nicht so erfüllt hätte, wie Jakob es einst vermochte.

Da war ein froher Mut über sie beide gekommen. Sie sahen nun kein Hindernis mehr, das ihnen im Wege stand, und lachten insgeheim über die Widrigkeiten, die ihnen die Ungunst ihres Geschickes auf dem Eulenhof entgegensetzte. Zwar hatte Jakob ihr nicht schreiben dürfen, daß Heinrich so maßlose Forderungen an den Vater stellte; aber sie wußten trotzdem, daß ihnen durch seine Rückkehr neue Fehden beschieden seien, und darin sah sie die schöne Eintracht ihres Bündnisses nun für immer bewahren.

Aber es war doch schwer für Elise, der harten An- scheinung schon gleich am ersten Tag ihrer Ankunft auf dem Eulenhof Herr zu werden. Der Nebenbuhler Jakobs in solcher Nähe! Und gar mit den Waffen heimlicher Rache gegen den Vater gerüstet! Ob sie beide stark genug waren, diesem gefährlichen Gegner zu widerstehen?

— Und nun wollte Jakob sie auch noch allein lassen? Wollte dem anderen das Feld räumen im stolzen Trotz des Gerechten und der Zuversicht, daß sie mit eigener Kraft sich behaupten werde?

Zwar glaubte sie einstweilen noch nicht, daß der Vater Jakob gehen ließe. Es würde sich noch ein Ausweg finden, auf dem eine äußerliche Versöhnung der beiden Gegner angebahnt werden könne. Aber sie hatte sich getäuscht. Keiner schien nachgeben zu wollen, und schon am folgenden Tag hatte sich der Eulenhöfer so weit darein gefunden, daß er Elise fragte, wie man sich Jakob gegenüber beim Abschied noch besonders dankbar erweisen könne.

„Soll er denn wirklich fort? Wo er bald an die zwanzig Jahre auf dem Hof ist?“

„Er will doch“, wehrte der Eulenhöfer seinem quälenden Gefühl. „Und den Streit und Zank kann ich nit länger mehr aushalten. Aber die zwanzig Jahr, die soll er nit umsonst auf sich geladen haben. Ich werd' ihm die Ackerchen aufm Brückstüd verschreiben, und wenn er da am End mal auf eigene Faust anfangen will, dann laß ich ihm auch 'n Häuschen drauf bauen.“

Das war allerdings ein unerwarteter Trost für Elise. Nun würde sie doch keine Ferne von ihm trennen, und sicher würde sich so alles viel leichter schlichten lassen, als wenn es auf dem Hof zu neuem Zwist und Zank käme. Sie müßten nur noch diese wenigen Tage Geduld haben, bis die Sorge um den Vater vorüber wäre. Dann wollten sie sich auch ihm offenbaren, und Elise hoffte zuversichtlich, daß er dann gern seine Einwilligung gäbe.

17.

Gegen Mitternacht befiel den Kranken ein heftiger Schüttelfrost, so daß man den Arzt rufen mußte. Es zeigte sich, daß die Wundrose nicht gehemmt, sondern noch weiter fortgeschritten war, und trotz der fieberstillenden Medizin traten bei ihm vorübergehend leichte Delirien auf. Der Arzt bereitetete Elise darauf vor, daß jede Stunde eine Verschlimmerung bringen könne und ein gewagter Eingriff dann unumgänglich wäre. Vor allem aber müsse der Kranke jetzt im Bett liegen bleiben, damit der Arm die notwendige Ruhe bekäme.

Eine jähe Angst befiel die Eulenhofsleute, und die ganze Nacht brannte Licht in Küche und Stuben. Elise eilte ruhslos durchs Haus, treppauf, treppab; nichts sollte dem Kranken fehlen, und jeden Wunsch suchte sie ihm von den Augen abzulesen.

Jakob bemühte sich zwar, seine Aufregung zu verbergen; aber der Ernst seiner Miene drückte doch deutlich seine heimlichen Bedenken aus. Sogar die immerfrohe Emilie verlor ganz ihre Fassung.

Nur Heinrich stand abseits mit seinem Sinnen und Denken. Was würde nun aus ihm werden, wenn hier etwas Unerwünschtes geschähe? Wenn plötzlich der Tod in das Spiel eingriffe, und einen ganz unerwarteten Zug tue? Dagegen mußte er sich wappnen; es erschien ihm als ein Gebot der Selbsterhaltung. Er hatte sich diesen Plak schwer erkämpft, er mußte sich ihn auch für alle Zukunft festigen und sichern.

Am frühen Morgen, als Jakob mit einem Wagen Kartoffeln zum Verladeplatz des Bahnhofs gefahren und die anderen in Hof und Küche beschäftigt waren, schlich er sich die Treppe hinauf und öffnete leise die Tür vom Krankenzimmer.

Der Eulenhöfer lag da mit schlafgemiedenen trüben Augen; aber sie wurden plötzlich weit und unruhig, als Heinrich in die Stube trat.

„Nun, wie ist es heut morgen?“ fragte er.

„'n bißchen besser“, flüsterte der Kranke, „ich hab' nur so 'n riesigen Durst.“

„Ei, da trinkt doch“, sagte Heinrich aufmunternd und reichte ihm das Glas Wasser, das auf dem Nachttisch stand.

Während der Eulenhöfer es zitternd an die heißen, trockenen Lippen setzte, fuhr Heinrich fort:

„Die Nacht war's mir nit so einerlei um Euch.“

„Ach, wenn ich auch fort wär!“ machte der Kranke mißmutig.

„Das wollen wir aber nit hoffen. Was sollt dann mit mir passieren, wenn Ihr mal nit mehr da seid?“

„Ja, das kann ich dir auch nit sagen. Wenn der Knochenmann 'n Strich durch die Partie macht, dann ist ausgespielt.“

„Dann sah ich also auf dem Trodenen?“ fragte Heinrich lauernd.

„Wenn die Elis ihren Sinn nit ändert, kann das alles möglich sein.“

„Aber nit, wenn Ihr 'n Federstrich dagegen macht.“

„Es wird sowieso was gemacht für euch zwei. Für dich und auch für den Jakob. Ihr braucht alle zwei nit barfuß in der Welt zu gehen, wenn was vorkommt. Ich hab den Notar herbestellt.“

„Es geht mir aber ums Hierbleiben.“

„Das sind dann nur der Elis ihre Sachen.“

Heinrich zog ein Papier aus der Tasche und entfaltete es.

„Wenn Ihr das hier unterschreibt, dann sind es nit mehr der Elis ihre Sachen“, raunte er dem Kranken zu.

„Wenn man was unterschreibt, dann ist einem gewöhnlich 's Fell über die Ohren gezogen.“

Heinrich fuhr betroffen auf und sagte:

„Gut, wenn Ihr meint, ich wär so einer . . .“

Er wollte das Papier wieder einstecken, aber der Eulenhöfer lenkte ein.

„Na, dann laß mich mal hören.“

Heinrich las mit halblauter, hastiger Stimme:

„Heut ist zwischen den Unterzeichneten folgender Vertrag abgeschlossen worden: Der Heinrich Köster ist auf Lebenszeit oder bis zu einer von ihm ausgehenden Kündigung als erster Knecht auf dem Eulenhof angestellt. Sollte er aber mit dem Lohn, den auch der Zweitknecht erhält, auf die Dauer nicht zufrieden sein, so ist auch der mitunterzeichnete Hermann Eichholz oder sein Rechtsnachfolger befugt, ihn zu entlassen.“

„Seht, Eichholz, da riskiert Ihr nit“, fügte er hinzu.

„Nur mein Kind riskiert ich. Und das kann ich bei Gott und meiner Seligkeit nit. Also das Papier, Heinrich — er schüttelte eigensinnig den Kopf —, „das kann ich nie und nimmer unterschreiben.“

„Auch gut“, trumpfte Heinrich auf, „dann kann ich grad so gut das Maul nit mehr halten.“

„Meinetwegen! Wenn du Spaß dadran hast, dann geh hin und sag's der ganzen Welt, was du nit für dich behalten kannst, ich spür ja dann doch nit mehr davon.“

„Dann spürt's die Elis“, flüsterte ihm Heinrich arggiftig zu, „und spürt's der Hof. Das gibt 'n Schand, die pußt kein Gott und Heiliger mehr ab.“

„Der Elis willst du das antun? Der Elis? Die du so gut leiden kannst, wie du sagst? Dann hast du wahrhaftig kein Herz im Leib.“

„Leid tut sie mir sogar. Aber man ist doch kein Hund. 'n Hund könnt Ihr in den Gassendreck werfen, er kommt zurück und leckt Euch den Schuh, der ihm den Tritt versetzt hat. Aber 'n Hund ist man nit. Ihr treibt mich, ich kann nit anders. Wenn ich zugrund geh, dann sollen es auch die anderen.“

Er wandte sich zur Tür und drückte auf die Klinke. Da entrang sich dem Kranken ein schmerzlicher Atem-

seufzer, und immer noch mit sich selber ringend, sagte er zögernd:

„Na, wenn es also nit anders geht, ich unterschreib dir den Wisch. Leg ihn nur dahin. Und wenn es mein Kind kosten sollt, dann hast du's ja aufm Gewissen.“

Heinrich schlug einen milderen Ton an und sagte: „Es wird alles noch mal gut, Eichholz, Ihr seht seht nur so schwarz.“

Aber der Eulenhöfer antwortete ihm nicht mehr, sondern ließ sich mit einem verbissenen Stöhnen ins Kissen fallen.

Wie ein Dieb schlich Heinrich die Treppe hinab, voll Angst, es könne ihn jemand sehen und seinen Anschlag erraten. Dann wälzte sich, einer eilen Masse gleich, die Scham auf sein Empfinden; aber fast trotzig sprach es in ihm: Ich muß!

(Fortsetzung folgt.)

Rikshafahrten.

Von Walter v. Kummel.

Jeder Europäer hat wohl ein eigentümlich benommenes Gefühl empfunden, wenn er sich zum erstenmal in eine Riksha setzte, in einen der leichtgebauten, zweirädrigen Handwagen, die, statt von einem Pferde, stundenlang von einem Menschen im raschen Trabe dahingezogen werden. Das meiste im Leben ist Gewohnheit. Nach wenigen Tagen betrachtet man auch die Riksha als gottgewolltes, als das selbstverständlichste Beförderungsmittel der Welt.

Wer nach Osten ausfährt, begegnet der Riksha zuerst auf Ceylon. Ceylon, das altindische Lanka, „die Strahlende“, ist bereits eine recht warme Tropeninsel. Der braune Singhalese, der vor dem Wagen des Weißen tragt, kann es schon hundeheiß bekommen. . . . Fahren wir mit dem Schiffe ostwärts weiter, so werden wir in Singapur neuerdings in Rikshas verladen. Nur laufen jetzt frische, hübsche Malaien-jungen schlank und flink vor dem Wagen. Unweigerlich werden sie dich bei der Ankunft, ob du willst oder nicht — selbst Ehepaare entgegen trotz lauten Protestes nur selten diesem Schicksal — in die Malaiastreß befördern. Diese ist von gefälligen Töchtern des Landes, außerdem von Japanerinnen und Chinesinnen sowie von Europäerinnen, die zu Hause nur mangelhafte Fortune machten, dicht bevölkert, bietet ein farbiges, immer lebendiges Bild, stellt den Sammel- und Treffpunkt aller landhungrigen Matrosen und Seeleute dar. . . . Steigt man in Hongkong aus, so wird man von zwei schweißenden Kulis gleich einem indischen Fürsten und Granden in einer Sänfte — die Riksha ließe den steilen Berg wieder hinab — den Peak hinaufgeschleift. Denn hier, auf windumstrichener Höhe, stehen erst die Wohnhäuser der Europäer, blendende Villen, auf rotgelben Felsenterrassen erbaut, von weißen Magnolien und Gardenien, von roten Rosen und Oleandern umfriedet. In lichten Windenblumen und dunklen Niesensfarren vorbei, unter Kokos- und Betelpalmen vorbei, führt der Serpentinweg. . . . In Japan aber tritt wieder, außer in den Bergen, wo sich die in bunte Seide gehüllten Töchter Kippont von weißgekleideten Dienern gerne die unbequemen Höhen in der Sänfte hinauftragen lassen, die Riksha in ihre vollen Rechte. Sie ist für den Europäer bei den gewaltigen Entfernungen mancher Großstädte, wie Tokio oder Kioto, schlechterdings nicht zu entbehren. Aber nicht in der japanischen Stadt, draußen auf dem Lande habe ich meine schönsten Rikshafahrten gemacht. Wälder und Seen, Gärten und Parks. Schmale Fuh-, Feld- und Wiesenwege. Kein Steinlein. Man glaubt, auf besten und weichsten Gummirädern über glatten Asphalt dahingeleiten, so sanft und ruhig federt und schaukelt der Wagen. Abendstille über den friedlichen Weiten. Ein Schimmer von edelstem Goldbrokat liegt auf dem grünen, immer grünen Lande, dem nun unsichtbare Hände einen Nachtmantel über die Schultern legen, einen Mantel, der kunstvoll aus feuchtschalen und dunkelsatten Farbentönen zusammengeworden wurde. Lautlos tragt, tragt der brave Rikshamann, sanft wie auf leicht bewegter Woge wiegt sich der Wagen. Mondlicht rinnt über Bang und Tal. In der Ferne schmiegt sich eine Hüfte, dunkel wie Baumrinde, an den Hügel, sucht Schutz und Gut unter den breiten, phantastischen Armen einer Föhre. Tiefer das Schweigen. Kaum hört du den Atem der schlafenden Erde. Kein Ton soll ihn stören. Wie auf Wolken segeln wir dahin durch die schwache Dünung der Reisfelder, die im Winde flutet und ebbt. Still und lautlos tragt der Rikshamann.

Im Gegensatz zu solch beschaulicher und betrachtender Fahrt, wie mir deren viele zuteil wurden, gedente ich auch einer lebhafteren und lautereren. Sie hat eine Vorgeschichte. Mein Freund, der Schiffsdoktor, wollte, mußte mit mir, als

wir von Singapur aus in Colombo ankamen, dort einen möglichst billigen Tag verleben. Unsere Kassen waren geschwächt. Auch sonst waren wir moralisch klein und gedrückt. Denn kurz vorher waren wir zusammen von Singapur weg im Sultanat Dschobor gewesen, wo nach altbewährtem europäischen Muster auch der asiatische Fürst eine Spielbank ins Leben gerufen hat. Damit will er nicht nur die Spielratten des Ostens, die ihm hierfür gerade recht erscheinenden Chinesen gründlich ausplündern, er möchte auch sonstigen, unvorsichtigen Wandersleuten — ob sie von Europa oder den United States kommen, ist ihm gleich — in seiner Geldkassette ihre Pfunde, Dollar und sonstigen guten Währungen abnehmen. In ganz anderer Absicht waren der Doktor und ich nach Dschobor gekommen. Wir gedachten im Gegenteil, unserer eigenen drückenden Armut mit den Schätzen des Sultans aufzuheben. Träume! Trotz unserer Geistesfreiheit mußten auch wir dem hohen Herrn den schuldigen Fremden tribut bezahlen und zogen nach einem schwülen, arbeitschweren Tag des Abends wieder enttäuscht aus dem Sultanate ab, diesem Wohlhabert, Glück und Gedeihen wünschend. Billiger Tag! Man wird verstehen, daß die Lösung nicht anders lauten konnte. Nichtig gelang es auch, den Vormittag ohne Frühschoppen und daran sich anschließendes Zechen im Stadtmuseum nutzbringend und kostenlos totzuschlagen. Dann nahmen wir zwei Rikshas, machten eine Rundfahrt durch die Stadt und ließen uns hierauf nach dem altbekannten, ein gut Stück von der Bannmeile liegenden Mount Laviniahotel bringen. Dicht nebeneinander trotteten unsere zwei braunen Rikshaleute dahin, trotz glühender Hitze und dichtesten Staubes sich wohlgenut allerhand lustige Geschichten erzählend. Singhalesestinder stürzten aus den Hütten unter den Palmen. „Pappa, Pappa“, riefen sie uns an und hoben bettelnd die Hände. „Ich bin ein ganz armes Mädchen“ wußte eines zu berichten und versicherte, eben von der Mutter wegelaufen, daß es weder Papa noch Mama habe. Ein größeres umschmeichelte den Doktor: „Sie sind ein sehr schöner Mann!“ und machte ihm große Augen. So ging es weiter und in zwanzig Minuten hatten wir an diesem unserem billigen Tag unser gesamtes Kleingeld verausgabt.

Mount Lavinia. Bad in der See, Raft unter den Palmen. Dann Mittagessen im Hotel. Unsere zwei Rikshaleute erbitten eine Beihilfe zur Selbstbefriedigung. Zu Tee und Reis. „Teuer“, meint der Doktor, als er ihre Forderung hört, „teuer hierzulande der Tee und der Reis!“ Nach zwei Stunden erwies sich auch, daß unser eigenes Mittagessen, bei dem wir allerdings etwas geschlemmt hatten, ebenfalls nicht gerade billig war. Es erwies sich des weiteren bei der Heimfahrt sehr bald, daß unsere milde, den Rikshaleuten verabreichte Gabe am unrichtigen Platz gewesen war. Sie hatten unser ganzes Geschenk in Alkohol umgewandelt, waren völlig beseitigt. Es wurde keine angenehme Fahrt. Bald ließen sie den Wagen so sehr rückwärts überhängen, daß wir kopfüber fast hintenaus gingen, bald wurde die Deichsel so vorwärts niedergedrückt, daß man vornheraus ins Kutschen kam. Bald öfterer Schritt, bald ein heftiges Wettrennen unter lautem Gebrüll. Anhalten bei allen ihren uns beengenden Bekannten, besonders bei den weiblichen. Nach einem kleinen Plausche wieder weiter. Bei jedem Brunnen wird geraselt und gierig Wasser getrunken. Auch will man neuerdings Geld haben, um wieder Tee und Reis zu kaufen. Als dies verweigert wird, kommen die beiden auf eine andere Art der Unterhaltung. Auf Samtpfoten traben sie an einen friedlichen, ihnen den Rücken lehrenden Fußgänger heran, um, dicht aufgedrückt, plötzlich unisono einen lauten, heiser gellenden Warnungsruf auszustößen. Der arme, fassungslose Fußgänger ist vor Schreden fast immer halb gelähmt. Wenn er aber wider Erwarten die Kraft und Geistesgegenwart besitzt, einen entsetzten Seitensprung zu machen, so wissen es die beiden Gauner doch noch immer so einzurichten, daß er mit der Deichsel einen unsanften Stoß in die Weichen abbekommt. Wagen und Automobilen wird grundsätzlich nicht ausgemichen; fast kommen wir einige Male unter die Räder. Ziehend und brüllend ziehen die Kampfen in die Stadt ein. Erstaunt und lächelnd bestaunt man uns. Am Ausgangspunkt wieder angelangt, verlangen die Herren Singhaleesen in ihrer Bescheidenheit eine gewaltige Summe, die wir wohl vor Dschobor, heute aber nicht mehr besitzen. Und ein nettes Summchen fordert ein brauner Freund von ihnen, den sie eben kurz vor dem Finis aus lauter Liebe gänzlich über den Haufen gerannt haben; von Stolz und Sturz will er schweren Leibeschaaden genommen haben. Ein eingeborener Polizist schlägt sich dazu, wohl ebenfalls ein guter Bekannter des dreiblättrigen Kleeblattes. Denn er gibt ihnen in allen Punkten recht. Wir ziehen vor das Polizeigebäude. Es hilft nicht viel. Wir treten ein. Nun ändert sich plötzlich die Sachlage. Der Polizist verschwindet in einem langen Gange auf Nimmerwiedersehen, der Ungerannte

verläßt plötzlich das Haus und bleibt ebenfalls verschwunden. Unsere beiden Rikshaleute lassen auf einmal vernünftig mit sich reden, geben nach, begnügen sich mit Tarif und einem für Tee und Reis weiterhin zugebilligten Trinkgeld.

Rikshafahrten! Viele Hunderte habe ich gemacht. Die von Colombo ist die einzige gewesen, die etwas aus der Art schlug. Allen meinen Rikshaleuten möchte ich daher dankbar in ihr Dienstbuch schreiben, daß sie immer treu und fleißig, ausdauernd, bedürfnislos und vergnügt gewesen sind. Gut und schön stehen alle meine Fahrten und schließlich auch die von Mount Lavinia in meiner Erinnerung.

Hilfe! Ich suche einen Laubfrosch!

Von Peter Paul.

„Einen Laubfrosch! Papi, einen Laubfrosch, einen richtigen, ganz aus Grün, der ordentlich quakt und Fliegen fängt und immer die Leiter rauf und runter hopft, — sonst nichts, — mit diesem sehnlichstheißenden Wunsch meiner fünfjährigen, eilte ich voll beschwingter Hoffnung und mit einem unschuldsvollen Gemüt in ein Warenhaus. Denn, kalkuliert ich nur, in einem Warenhaus, gibt es alles was ein menschliches Herz begehrt, also auch Frösche.“

Sehr selbstbewußt frug ich eine nette blonde Verkäuferin, deren sympathisches Wesen mich stark anzog: „In welcher Abteilung bitte, bekomme ich einen Laubfrosch?“ Und prompt kam es zurück: „Souterrain, mein Herr!“ und ich laufe ins Souterrain. Da standen Autos, große, kleine, schwarze, blaue, grüne, und etwas unsicher frage ich den eleganten, aristokratischen Herrn, der mich empfängt: „Verzeihen! Ich suche einen Laubfrosch, wo gibt es hier so was?“ Der Aristokrat verzog seine glatt rasierte Oberlippe zu einem herablassenden Lächeln und schnarrte: „Bitte! Ja! Die sind jetzt sehr beliebt die kleinen 4 PS. „Laubfrosche“, bitte, inklusive Bierdadbremse, bitte wollen Sie sehen.“ „Bitte, Nein!“ würgte ich und war mit einem Satz draußen.

Auf dem P-Platz, stürzte ich mich aufgeregt, Austunft heischend, einem Grünen in die Arme: „Herr Wachtmeister, können Sie mir vielleicht sagen, wo ich einen Laubfrosch bekommen kann?“ da ich mich von einem Kriminalinspektordurchbohrt fühlte, fügte ich hastig hinzu: „— ich meine nämlich, ob Sie mir sagen können, wo in der Nähe eine Tierhandlung ist, — ich brauche nämlich einen Laubfrosch, — ohne Bierdadbremse.“ Worauf sich das Gesicht des Beamten aufhellte (denn er glaubte ich hätte einen Wit gemacht) und er mir bereitwilligst Austunft erteilte. „Erlaubt man sich, denn links rum, denn nochmals links und denn sind Sie gleich da.“

So fix ging das nun nicht, aber mit Hilfe einiger an den Strahlenkreuzungen müllernder Sipos, kam ich nach einer Stunde an die zoologische Handlung. — „Kann ich einen grünen Laubfrosch haben?“ frug ich die Madame, die wie eine Tierbändigerin zwischen ihren kreischenden, prustenden, heulenden, quiekenden und pfeifenden Viehlingen stand. „Ne, — so wat führen ma nich“, war die niederschmetternde Antwort. „Aba nehm' Se doch eenen Pavaiei mit, for ihre Zattin.“ — und zu dem sich sträubenden und mit den Flügeln schlagenden Federvieh sich wendend, schmeichelte sie: „Na Lore. Sing' mal dem Herrn vor: „Ja hab' mein Herz int Heidelberch valoren.“ — worauf eine krächzende Stimme antwortete: „Mensch pah uff, id dreh' dir noch die Tülle um!“ — Worauf ich entsetzt türmte.

In einer Weißbierstube spülte ich meinen Schreck hinunter und suchte im Adreßbuch nach zoologischen Handlungen. Einiges Duzend Firmen aus Berlin R. S. O. W. notierte ich, bestieg ein Auto und begab mich auf die Froßsuche. . . . Alles gibt es in Berlin: Affen, Paradiesvögel, Katadus, Eidechsen, Schlangen und weiße Mäuse, nur ausgerechnet keine — Frösche! — Momentan nicht am Lager. — Wir bekommen in den nächsten Tagen wieder eine neue Sendung herein. — Nehmen Sie doch dafür — „Nein ich nahm nichts und hielt treu und unerschütterlich an meinem Frosch. — Nach vierstündiger Suche, ich war am Ende meiner Kräfte, entdeckte ich den Heiserfroschen in einem kleinen Glasfaß, am Fuße einer kleinen Leiter hockend. — Ich stieß einen Freudenkrei aus, wer aber ermüdet meinen Schreden, als mir die Madams verflüchtete: „Det is leen richtier, — det is man bloß eenen Atrappe, der Vorrichte is an eenem Brumma vaungst, — aba nehm' Se man rubich —“ Mit dem gläsernen Froschpalast zog ich ab, immer noch in der Hoffnung den dazugehörigen Froschkönig zu finden.

Meine Hoffnung blieb unerfüllt, und so wartete ich endlich mit dem gläsernen Sarg unterm Arm, nach Hause: Es gab keine Frösche mehr! — Wie sage ich es meinem Kinde?!

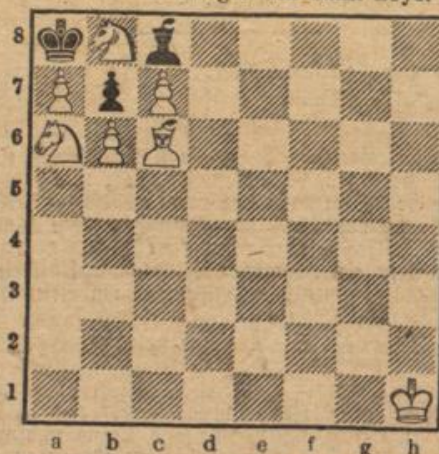


Schach



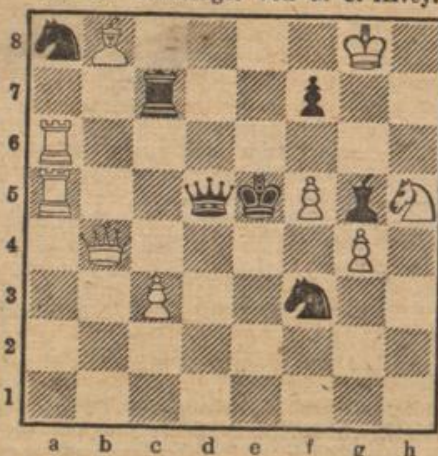
Bearbeitet von Gustav Mohr.

Nr. 24. Dreizüger von Sam. Loyd.



Weiß: Kh1, Lc6, Sa6, b8, Ba7, b6, c7.
Schwarz: Ka8, Lc8, Bb7.

Nr. 25. Zweizüger von G. C. Alvey.



Weiß: Kg8, Db4, Ta5, a6, Lb8, Sh5, Bc3, f5, g4.
Schwarz: Ke5, Dd5, Tc7, Sa8, f3, Lg5, Bf7.

Der eiserne Käfig. Autor unbekannt.

Weiß: Kg1, Dd6, Td5, f6, Se8, f7, Lh3, Ba7, e2, f2.
Schwarz: Ke4, La2, Sd3, Bc4, c5, d7, e3, f4, g4, g6, g7.

Weiß gibt matt nach Aufopferung sämtlicher Steine mit einer einzigen Ausnahme.

Partie Nr. 382. Cunningham-Gambit.

Weiß: v. d. Lasa, Schwarz: v. Jänisch.

1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Sf3—Le7, 4. Lc4—Lh4+, 5. g3—f×g3, 6. 0—0—g×h2+, 7. Kh1—Lf6, 8. Se5. Diese Fortsetzung ist stärker als e5, 8. ... L×e5. Besser ist d5, 9. Dh5—De7 am besten, 10. T×f7—Dc5, 11. Tf8+. Am besten 11. ... Ke7, 12. d4. Hierdurch wird nicht nur das Matt durch Dg1 verhindert, sondern auch dem Lc1 Ausgang verschafft. 12. ... D×c4 unrichtig. Hier mußte D×d4 geschehen. 13. De8+—Kd6, 14. D×e5+—Kc6, 15. Sa3—d6, 16. d5+—Kc5, 17. Le3+—Kb4, 18. c3+—Ka4, 19. b3+—Ka3. Auf Ka5 gewinnt S×c4+. 20. Lc1#.

Der bekannte Großmeister und Schach-Schriftsteller J. Mieses hat im Schachverlag von Hans Hedewigs Nachf., Leipzig; eine kritische Zusammenstellung der wichtigsten Varianten der französischen Partie nach der heutigen Theorie und Praxis erscheinen lassen. Da diese Eröffnung augen-

blicklich bei den Meister-Partien vielfach in Anwendung kommt, wird das Büchlein manchen Freund finden, um so mehr als die letzte deutsche Abhandlung von Albert von der Heyde aus dem vorigen Jahrhundert stammt, demnach vollständig veraltet ist.

Woher die Bezeichnung Bauer stammt. Im Mittelalter, wo man noch nicht durch Dampf, Elektrizität und Radio in Atem gehalten wurde, fand man Muse genug, sich mit Symbolik zu befassen. Es ist daher begreiflich, daß die Schachfiguren zum Allegorisieren ein beliebtes Objekt abgaben, zumal ihre Formen und Bezeichnungen in Europa fremd anmuteten, da sie erst vor kurzem aus Persien herübergekommen waren. Die heutigen Königinnen hießen damals Wesire, die Läufer stellten in der Symbolik Richter, die Springer Ritter dar. Der Rokh, in der persischen Sprache ein fahrender Ritter, hat sich allmählich in unsern Turm verwandelt. Diese Figuren repräsentierten die vornehmen Stände, während die acht Fußgänger die Vertreter der damaligen niederen Stände waren. Der erste Fußgänger links auf Feld a2 vertrat den Ribald — den Gauner; der zweite den Stadtpfleger — den Torwächter; der dritte den Leutgeber — den Wirt; der vierte den Arzt — den Arzt; der fünfte den Scriber — den Schreiber; der sechste den Kaufman — den Kaufmann; der siebente den Smid — den Schmied und der achte den Ackerer — den Bauern. Von diesem Bauern auf dem Feld h2 stammt der jetzt allgemein übliche Ausdruck für alle acht Fußgänger a6. An obigem anschließend seien noch die beiden folgenden Zeilen erwähnt, die Ibn el Habaryje um das Jahr 504 verfaßte:

Wenn auf dem Schachbrett Bauern zu Wesire werden,
So sind dafür Wesire Bauern oft auf Erden.

Lösungen: Nr. 13. 1. Ta5—L×a5, 2. g7; 1. ... L×c5, 2. T×f5; 1. ... ♞, 2. De7+. Nr. 14. 1. Le2—Kc6, 2. Lc4; 1. ... L×b7, 2. Db3+; 1. ... Sd7, 2. Dc4+; 1. ... ♞, 2. Lb5, 2. Kc6. Eiserner Käfig. 1. f3+, 2. d3+, 3. Lf5+, 4. Td4+, 5. Te6+, 6. Sf6+, 7. a8D+, 8. D×d5+, 9. De5+, 10. Sd6#.



Rätsel



Magisches Quadrat.

E	E	H	I
I	M	M	N
O	O	O	O
P	P	P	T

Prachtenfaltung,
Staat in Nordamerika,
unterirdische Erzgrube,
andere Bezeichnung für Dichter.

Kapselrätsel.

Burg, Haus, Land, Band, Rat, Schlag, Schloß,
Stein, Tor, Tür, Vogt, Wart, Weg, Zeug.

Aus vorstehenden 14 einsilbigen Wörtern sind 14 zweisilbige zu bilden und zwar so, daß immer die Endsilbe des einen Wortes die Anfangssilbe des folgenden bildet.

Rätsel.

Das Ganze gaukelt um dich her
Auf sonniger Blütenpracht.
Nimm ihm den Kopf, alsbald dir naht
Von fern des Lebens Nacht.
Nimm ihm den Fuß und sieh im Glas,
Was Sorgen dir gebracht.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 271.

Kreuzrätsel: Erle, Erbe, Erna, Lena, Elle, Elbe, Else, Nabe, Nase. — Besuchskartenrätsel: Criminalkommissar. — Kopfwechsellrätsel: Rose, Acker Duse, Engel, Meise, Adam, Ceder, Hase, Eller, Regen. Rademacher.

Richtige Lösungen sandten ein: Liesel u. Emely Dormann, Helmut Faust, E. u. M. Fuchs, Miss Gilbert, H. Kämpfer, Hermann Klapholz, Th. Krieger, Ernst Mayer, Jakob Rausch, Kurt Stern, sämtlich aus Wiesbaden; Alu Oels aus Erbenheim; Otto Prackel aus Hahn i. Th. Liesl Erdardt aus Mainz; Babette Wagner aus Gonsenheim.